

Nr. 203. Bromberg, den 4. September 1930.

Der Hohlofenbauer.

Roman von Gustav Schröer.

Rückwärts gewandt, rief der Bauer: „Rudolf, ich gehe auf eine Weile zum Wirt. Sag's der Mutter."

„Ist recht, Vater."

Heinrich Korn schlug jedoch nicht den Weg das Dorf hinab ein, er überquerte die Straße, ging zwischen Illings und Jenkes Scheune hinaus auf die Bücherwiesen, schlenderte einen schmalen Pfad dahin. Das Gras stand hoch, die Heuernte würde gut werden. Schade um das bunte Blumenzeug, das rot und blau und weiß mitten in die grüne Herrlichkeit vertropft war. Auf den Bücherwiesen lagen eine Anzahl kleiner Teiche. Aus denen her musizierten die Frösche, und ein wohltuender, kühler Luftzug strich herein.

Im Bogen die Wiesen überquerend, kam Heinrich Korn am unteren Dorfende wieder herein. Es begann zu dunkeln, aus den Bodenwiesen stiegen leichte, feine Nebel. Am Berteles Häuschen blieb der Hohlöfner stehen. Marie Berteles kam über den Hof und grüßte.

„Mariele", rief der Bauer, „ich will mir ein bißchen von eurem Hollunder mitnehmen."

„Gerne." Das Mädchen stellte den Eimer hin und kam raschen Schrittes heran. Sie pflückte dem Hohlöfner einen Strauß des köstlichen Flieders, der im Berteles Gärtchen wuchs.

„Hör auf, Mädel", mahnte der Bauer, „sonst muß ich ja deinen Handwagen nehmen." Er maß Haus, Garten und Mädel mit einem vergleichenden Blicke. „Ihr paßt zusammen, das Haus, der Garten und du. Hat einen guten Blick gehabt, dein Vater. Schade um den Mann. Ist viel zu bald gestorben. Ihr stündet heute anders da." Der Bauer steckte seine starke, scharfrückige Nase in den Strauß. „Da freut sich unsere Mutter. Was geb ich dir denn nun dafür?"

„Nix."

„Sollst einen Mann für dich allein kriegen."

„Einen wie du bist."

Der Hohlöfner drohte mit dem Finger. „Du, die Sorte ist nit leicht zu behandeln. Hat lauter Raupen im Kopfe."

„Wollt schon damit fertig werden. — Ich muß in die Stube, die Mutter wartet."

„Und ich muß ins Wirtshaus. Dunnerlichting, so ein guter Geruch!"

Sie gingen lachend auseinander.

Im Wirtshause traf Heinrich Korn etliche Nachbarn, die, gleich ihm, auf ein Ruhe- und Plauderstündchen zusammengekommen waren. Albert Rösner, der Wirt, war des Hohlöfners Altersgenosse und guter Freund und steckte, wie der Bauer, voller Schnurren. Wenn sie sich begrüßten, dann lagen die Hände wie Klammern ineinander. Jeder drückte den anderen mit aller Kraft, die er aufzubringen vermochte. Es schmerzte, aber keiner verzog den Mund. Das war die hundertmal wiederholte Probe darauf, ob sie noch die Alten wären.

Der Händedruck war ausgestanden, Heinrich Korn rückte sich einen der schweren Stühle heran und schlug zur Begrüßung mit dem Knöchel der geballten Faust auf den Tisch. Keiner der Männer dachte sich etwas bei dieser herkömmlichen Form des Grußes, und er war doch uralte deutsche Art. Einst hatten die Urväter, wenn sie sich zum Trunke niederließen, die kurze, scharfe Waffe mit festem Hieb neben sich in den Tisch getrieben, damit bedeutend, daß sie sich für die Zeit des Gelages wehrlos machten. Wenn sie den Humpen zum Munde führten und den Hals zurückbogen, wäre es ehrlos gewesen, den Dolch zu zücken.

Der Hohlöfner kam neben einen Mann zu sitzen, der zu den ständigen Gästen der Schönbacher gehörte, und dem doch die weite Welt eben gerade groß genug war. Niemand wußte, woher er kam, wo seine Wiege gestanden, welch Schicksal ihn getroffen. Er war ein Landstreicher und, vielleicht, ein Genie. Nun zog er, die Fiedel unter dem Arme, durch die Welt, stimmte und besserte Orgeln und Klaviere aus und war ein Meister auf allen drei Instrumenten. Überall, wohin er kam, war er gern gesehen. Bescheiden, still, saß er unter den Männern, neigte das blasse, von dunklem, feinem Bart und Haar umrahmte Gesicht lauschend vor und ließ die großen braunen Augen von einem zum anderen gehen. Meist erkannte er seine Stunde, war, wenn er das Maß voll wußte, verschwunden und suchte sein Strohlager auf. Ein Bett nahm er niemals an.

Die Fiedel unter dem Arme, kam er, fragte, ob etwas zu stimmen oder auszubessern sei, erledigte seine Arbeit und ging, still, wie er aufgetaucht war. In seinen Augen lag immer eine leise Trauer, und um die schmalen Lippen zuckte der Schmerz. Keine Bitte vermochte ihn an das Klavier zu zwingen. War aber seine Stunde da, dann stand er auf, fragte nach niemand, ließ sich durch keinen Lärm stören, spielte und — spielte ein großes Schweigen herauf. Der lebendigste Mund verstummte, der umnebeltste Sinn spürte das Wunder, das sich vor ihm auftat, das vertrocknetste Herz ahnte die heiligen Höhen der Kunst und die Abgründe menschlicher Not. Nicht für einen Bauernhof hätte der Mensch gespielt, wenn es von ihm gefordert ward. Seine Geige hat überhaupt niemand in der Nähe gehört, aber wenn Philipp Engel im Orte war, dann konte es geschehen, daß, wer in aller Frühe auf sein Feld ging, stehenbleiben mußte, um den fast unirdisch schönen, wehmütigen Geigenklängen vom Waldrande her zu lauschen. Ging er darauf zu, dann fand er niemand. Das Spiel war verstummt, der Geiger verschwunden. Auch die Tasten meistern hatte den Manne mancher in seinem Leben überhaupt nicht, mancher einmal gehört, und nur Glückliche hörten ihn zwei- oder dreimal. Wer ihn aber hörte, vergaß die Stunde nicht wieder. Neben den kam der Hohlöfner zu sitzen, und als er sich niederließ, ging ein heller Schein über das Gesicht des Landfahrers.

Eine eigene Art hatte Philipp Engel den Gendarmen gegenüber. Er mochte deren einen treffen wo er wollte, immer blieb er, geschah es auf der Landstraße, stehen, stand er, fügte es sich im Wirtshause, auf, zog bescheiden seine Pa-

piere und bot sie dem Hüter der Ordnung zur Durchsicht und Prüfung. Die Männer kannten ihn, und selbst des Rauhesten Stimme ward weicher, wenn er abwehrte, die Papiere zu nehmen. „Lassen Sie das doch, Mensch. Ich kenne Sie ja doch lange genug und weiß, daß Sie keiner Fliege etwas zuleide tun."

„Danke", sagte dann der Fiedler mit leiser Stimme und ging, einen Schein blasser, seines Weges weiter oder zog sich auf seinen Platz zurück.

Heute hatte der Mann den Tag über die Schönbacher Orgel gestimmt. Lehrer Siebert, der selber viel musizierte, hatte ihm zugesehen und war ihm, die Tragik seines Lebens ahnend, innerlich nahe gekommen. Die beiden waren hernach miteinander in den Wald gegangen, und der junge Lehrer hatte vor dem Landfahrer sein Herz ausgeschüttet. Er trug eine tiefe Liebe im Herzen, und diese Liebe hieß Marie Berteles. Es war so lächerlich, und es war so leidvoll. Ein armes Mädel und — doch zu reich für den armen Schullehrer. Begehrt von einem, dem Haus und Hof zu eigen wurden und der, entgegen allem Herkommen, nicht nach Besitz zu fragen entschlossen war. Von Liebe umrankt das Mädchen. Im schlichten Alltagskleide eine Königin an Seele und Anmut.

Philipp Engel hatte genickt. Was sagte ihm der Lehrer Neues? Einzig, daß e r Marie Berteles lieb hatte. Sonst? Der Fiedler hatte sie aufwachsen sehen, die zwei Menschen, die nun einander lieb hatten, und wem vermöchte der Weise von der Gasse her nicht in das Innerste zu sehen? Er nickte bei des Lehrers Beichte still vor sich hin, schwieg und streichelte leise die Jungmännerhand, die ihm zur Seite auf dem Waldboden lag, zarter, als eine Mutter zu streicheln vermag. Wortlos standen sie auf, schweigend gingen sie heim, still saßen sie unter den Männern in Albert Rösners Wirtshause.

Der Hohlöfner reichte dem Fiedler die Hand. „Willkommen, Lipp. Hab schon gehört, daß du im Dorfe bist. Woher kommst du?"

„Weiß selber nicht."

„Und wohin will du?"

„Wohin? Die Wege gehen alle auf das gleiche Ziel."

Das war so seine Art, und die Männer waren sie gewohnt. Das bisher flache Gespräch rann flach dahin. Der Hohlöfner gliederte sich ein und plätscherte mit. Der Fliederstrauß stand mitten auf dem Tische. Heinrich Korn trank lebhafter, als es sonst geschah. Erst löschte er den Durst, und dann hatte er Appetit. Er suchte heute keine Zielscheibe lustigen Spottes. So nahm ihn sein Jugendfreund, der Wirt, selber zum Ziele, neckte ihn mit seiner großen Nase, seinem Hedrich im Hafer, seinem Gras in den Kartoffeln. Heinrich Korn blieb keine Antwort schuldig und ging, warm gemacht, selber zum Angriff über.

„Was hast du heute wieder geschafft, Albert?"

„Mehr wie du."

„Ha, deine Arbeit vom ganzen Jahre trage ich im Purzelkorbe fort und braucht nit einmal ein großer zu sein."

Die Neckereien gingen hin und her, wurden allgemeiner, wurden derber. Sie beteiligten sich alle daran, wärmten alte Geschichten auf, und einzig Philipp Engel und Lehrer Siebert saßen schweigsam in der Runde. Dazu ward lebhafter getrunken als sonst. Keiner aber brachte die Rede auf Mariele und Rudolf, ja, es hatte niemand gefragt, woher der Hohlöfner den Fliederstrauß gebracht, der nun prangend in der Mitte der Tafel stand. Sie fühlten alle, daß hier ein Rührmichnichtan war und hatten den Hohlöfner und die beiden jungen Menschen viel zu gern, um mit tolpatschigen Fingern über eine Sache zu fahren, die war wie ein zartes Pflänzlein, von dem sie wußten, daß ihm harte Stürme und Wetterwucht drohten. Zu harmlosem Plaudern zusammengekommen, war es ihnen doppelt lieb, wenn daraus ein paar lustige, vielleicht sogar übermütige Stunden wurden.

Als die Lust am höchsten war, die Köpfe heißer waren, das Lachen gegen die Decke krachte, trat Fritz Ender ein. Für einen Augenblick schien es, als wehe ein kalter Luftzug. Ender aber setzte sich still in die Runde, hörte zu und verzog ab und zu den Mund zu einem kleinen Lächeln.

Albert Rösner hatte eben erzählt, wie ihn Heinrich Korn einst im Manöver aufgesucht und, nach dem Lagerplatz seiner Kompanie zurückkehrend, über die Zeltpfähle des Hauptmannszeltes gestolpert war und das ganze Zelt niedergerissen hatte. Bevor sich aber der Hauptmann fluchend aus den Planen gearbeitet, war der Übeltäter verschwunden gewesen.

„Stimmt", bestätigte Korn lachend. „War mir dazumal nit so wohl dabei wie heute, wo ich davon rede. Aber was will die Purzelei bedeuten? Bin wenigstens immer ein ehrlicher Kerl gewesen, habe nit gemaust wie der Wirt."

„Gemaust? Wen hat er bemaust?"

Albert Rösner wußte, was nun kam, lehnte sich an den Schanktisch und wischte sich bereits im voraus eine Lachträne aus den Augen.

Korn berichtete, lebhaft Arme und Hände bewegend, wie der Wirt, mit ihm gleichzeitig bei der Garde dienend, mit anderen zur Hilfeleistung anläßlich eines großen Festmahls in das Berliner Rathaus kommandiert worden war. Es war ein heißer Sommertag, die Mannschaften hatten blitzsauberes Drillichzeug an, trugen die schweren Platten hinauf an die Tür des Festsaales und empfingen sie da, halb oder ganz geleert, aus den Händen der Diener zurück. Albert Rösner ward eine Platte mit Eis, das ein anderer vor ihm, wohlgeformt, hinaufgetragen hatte, zur Rückgabe überantwortet. Was wußte der Schönbacher Bursche von Fruchteis? Die Kälte der Platte fiel ihm auf, er leckte am Rande, das Zeug schmeckte wunderschön, und Albert beschloß, sich damit zu „betun". An einer Ecke rasche, prüfende Blicke treppauf und -ab, ein paar flinke Griffe, Hosen- und Jackentaschen voller Eis gestopft. Und dann die Bescherung! Wie das Eis zerlief, wie es in langen Straßen an den Hosenbeinen herabsickerte, wie die Jackentaschen tropften! „So ging er", der Hohlöfner sprang auf und lief wie ein watender Storch durch die Gaststube, „so schlang er", er langte mit beiden Händen in die Taschen und stopfte sie in den Mund. Und alles wußte er so urkomisch, so voller harmloser Neckerei darzustellen, daß die Decke förmlich zu niedrig war für das aufstürmende Lachen.

Er setzte sich, schwang sein Glas: „Prost, Nachbarn! — Ich habe ihm Kinderwindeln angeboten, aber da wurde er falsch."

Die Heiterkeit flaute ab, lebhafter aber kreisten die Gläser.

Da begann Fritz Ender: „Wie i c h noch diente . . ."

„Du hast gedient? Wo denn?" fiel Eduard Langer spottend ein.

„Ach, wie er Knecht war auf dem Schmurer Gute", bemerkte ebenso harmlos spottend der Hohlöfner.

Fritz Ender aber ward falsch. „Konnten nit alle solche Freßkisten kriegen wie du."

„Freilich, bin bloß durch die Freßkisten Unteroffizier geworden."

„Wird nit viel anders gewesen sein."

„Nein. Akkurat so war's."

Der Hohlöfner lachte dabei. Fritz Ender kniff die Lippen zusammen. Korn hatte auch nicht im entferntesten die Absicht, Ender weh zu tun. Der Zufall hatte es gefügt, daß der zur Zielscheibe wurde. Rasche Angriffe, schlagfertige Antworten, Korn hätte lachend quittiert, der Abend wäre ausgeklungen, wie er begonnen hatte. Im Ender-Bauern aber hatte sich langer Groll aufgehäuft. Der Hohlöfner kam vorwärts, e r mühte sich, sicher nicht weniger ernsthaft, vergeblich. Ein nicht gerade stürmisch auftretendes, aber dauernd nagendes Gallenleiden verbitterte ihn. Korn bestritt ihm die Erle auf der Wiesengrenze, Rudolf schnappte das Mädel weg, das sich Ender für seinen Sohn ausgesucht. Der Bauer fühlte sich durch die harmlose Neckerei verletzt, er w o l l t e weh tun.

„Wenn's mit dem Maule zu machen wäre, dann hätt'st du schon lange die ganzen Schönbacher aufgefressen."

Noch quittierte der Hohlöfner lachend: „Dich nit, Ender. Du hast zuviel Knochen."

„Täfst lieber bei der kleinen Bertelessin anfangen, kann ich mir denken."

„Ach nein. D e n Bissen höb ich bis zuletzt auf."

Ender verzog den Mund und nickte vielsagend vor sich hin. „Der Apfel fällt nit weit vom Stamme."

Korn ward hellhörig. „Was willst du damit sagen?" fragte er scharf.

„Nix!"

Das Gespräch trödelte weiter, die Fröhlichkeit aber war verjagt. Ender war es, der die Rede auf Freit und Heirat brachte.

„Stand zu Stand“, sagte er.

Die anderen nickten, und der Hohlöfner bekräftigte: „Stand zu Stand! Immer, wie sich das gehört, sonst kommt nix Gutes dabei heraus.“

Ender lachte hämisch. „Wirst du das auch in der Hand haben? Sieht nit so aus, als wenn sich dein Junge Vorschriften machen ließe. Hat, wie's scheint, seinen eigenen Kopf.“

(Fortsetzung folgt.)

Zu spät.

Von Conradin.

Das Schicksal hatte wohl in seinen wechselvollen Launen die beiden jungen Leute zusammengeführt.

Mit ihrem gutmütigen, ruhigem und wiederum so sonnig heiterem Wesen schien Hildegard dazu berufen, die Freundin des jungen Klaus zu werden, eines jungen Menschen, dessen unausgeglichene Art, den Kampf ums Dasein zu führen, ihn oftmals schon in den Abgrund des Jammers geführt hatte. Und auch kurz vor der Bekanntschaft mit Hildegard sehnte sich der in tiefster Seele zerrüttete junge Mensch, der keine Angehörigen mehr besaß, den Tod als letzten, ewigen Trost herbei.

Aus verständnisvollem Mitleid für ihn hatte sich Hildegard seiner angenommen, und ihrer gütigen Freundschaft, mit der sie ihn bedachte, gelang es, ihn von dem letzten unseligen Schritt zurückzuhalten.

Als er dann sich selbst wiedergewonnen war, erwachte in Klaus aus tiefstem Herzen die Dankbarkeit und aus der Dankbarkeit wurde die Verehrung und aus der Verehrung die reine Liebe.

Ach, er würde geheilt werden, wieder gesunden, würde mit Willenskraft und Energie sein böses Nervenleiden zu überwinden suchen, würde wieder Freude an der Arbeit finden, wenn er sich von Hildegard niemals mehr zu trennen brauchte.

Hildegards Mitleid mit dem Armen wurde stärker. Ihm zu helfen, ihn glücklich zu machen, ihn der Welt wiederzugewinnen und ihn unter ihrer Pflege genesen zu sehen, dachte sie sich als die schönste Aufgabe ihres Lebens.

Wie aber konnte sie diese Aufgabe erfüllen! Wie konnte sie daran denken, ihr Leben dem armen Klaus zu weihen, seine Retterin zu werden! — War sie denn nicht verlobt . . .? Wartete nicht im Ausland jener reiche Kaufmann schon vier Jahre lang auf das Zustandekommen der Ehe mit ihr?

Hildegard erschrak, wenn sie daran dachte.

Ein halbes Kind noch war sie, als sie von ihm und von Verwandten einst dazu überredet wurde, sich mit Kurt Stegendorf zu verloben. Sie hatte ihn kaum gekannt und — wenn sie es sich recht überlegte — lieben konnte sie den fast fünfzehn Jahre älteren, nüchternen Geschäftsmann eigentlich nicht. Ein halbes Jahr lang hatten sie sich gesehen, dann ging er ins Ausland und wartete, bis sie ihm nachfolgen würde, um seine Frau zu werden. Inzwischen war ihr der Mensch fremd geworden. Nur das Verlöbnis hielt sie noch gebunden. Jetzt gerade in letzter Zeit begannen er und Hildegards Verwandten wieder heftig auf die Eheschließung zu dringen.

Hildegard war unglücklich. Denn das wußte sie, daß sie Klaus augenblicklich vernichten würde, wenn sie ihm gestehen müßte, daß sie verlobt sei und heiraten wolle. Sie wußte, daß Klaus allein auf sie seine ganze Lebenshoffnung gesetzt hatte und sie wußte auch, daß kein anderer dazu berufen war, den Schwachen wieder aufzurichten, als nur sie selbst mit ihrem reinen Mitleid und ihrer großen Liebe. Was lag ihr dagegen noch an diesem Kaufmann, den sie kaum mehr kannte!

Bald hatte sie ihren Entschluß gefaßt. Mutig machte sie sich auf, zu ihm zu fahren, das Verlöbnis zu lösen und zurückzukehren zu ihrer herrlichen Pflicht, ihrem Klaus eine Lebensbegleiterin zu werden. Unter dem Vorwande, zu ihren Verwandten zu reisen, verabschiedete sie sich von Klaus und machte ihm Hoffnung auf ein freudiges Wiedersehen. Aber beim Abschied von ihm glitzerte in ihren Augen kristallen eine Träne und Klaus preßte bei ihrem Anblick die Freundin fester an sich, als fürchtete er, sie für immer zu verlieren.

*

Irgendwo in einer Weltstadt saß in dem Privatkontor seines Geschäftshauses ein etwa vierzigjähriger Mann, der scheinbar stark in seine Geschäftsbriefe und Bücher vertieft war. Scheinbar! — In Wirklichkeit beschäftigten seit kurzer Zeit den Geschäftsherrn Kurt Stegendorf ganz andere Gedanken. Seine Gesichtszüge verrieten, daß er ärgerlich war.

Ihn verdroß es, daß ihm, dem sonst niemand es wagte, zu widersprechen, ihm, dem geschätzten und gefürchteten Kaufmann, seine Braut vor drei Tagen keck entgegentrat und ihn veranlaßte, das langjährige Verlöbnis mit ihr zu lösen. Nicht, daß er gerade diese eine Frau verlieren sollte, nein; — aber daß sie ihm widersprach, und er nachgeben mußte. Und dazu noch der für Kurt Stegendorf so lächerliche Beweggrund: Weil sie in ihrer Heimat einen jungen Menschen liebe, und es sich zur Aufgabe gemacht habe, dem seelisch Wankelmütigen eine Stütze im Leben zu sein. „Der junge Mensch bedürfe ihrer mehr, als der in gesicherten Verhältnissen sich befindende Geschäftsmann.“ So hatte sie es ihm gesagt; gerade heraus ins Gesicht.

Aber Kurt Stegendorf hatte trotzdem den Fall noch lange nicht als erledigt angesehen. Er hatte sofort jenen jungen Menschen in Hildegards Heimat von seinem Verlöbnis mit Hilde benachrichtigt, ihm in geschickten Worten klargemacht, daß er, wenn er Charakter besäße, umgehend antworten und auf Hildegard für immer verzichten müsse.

Die sachlich und mit großer Bestimmtheit gemachten Vorstellungen des Kaufmanns verfehlten bei Klaus nicht ihre Wirkung. Postwendend hatte er geantwortet, und aus seinem Schreiben ging hervor, daß er auf Hilde verzichten werde.

Diesen Brief wollte nun Kurt Stegendorf seiner Braut vorweisen. Jeden Augenblick mußte sie erscheinen, denn er wußte zu genau, daß Hildegard viel zu taktvoll war, als daß sie seiner Aufforderung, vor ihrer Abreise noch einmal zu ihm zu kommen, nicht entsprechen würde.

Als er noch mit diesen Gedanken beschäftigt war, trat auch Hildegard schon ein. Sie schritt sicher auf den Kaufmann zu und reichte dem schnell von seinem Sitz sich Erhebenden die Hand. Das plötzliche und selbstsichere Auftreten des stattlichen jungen Mädchens brachte den Kaufmann für einige Augenblicke in Verwirrung. Er mußte sich erst zusammenreißen, bevor er sagen konnte:

„Es ist nett von dir, daß du mich vor deiner Abreise noch einmal aufsuchst. Übrigens bin ich überzeugt, daß du deine Meinung inzwischen geändert hast, oder wenn nicht, daß du sie jetzt noch ändern wirst. . . .“

„Wir duzen uns nicht mehr, Herr Stegendorf,“ gab Hildegard bestimmt zur Antwort, „denken Sie nicht, daß ich so schnell meinen Vorsätzen untreu werde. Wenn ich jetzt noch einmal zu Ihnen gekommen bin, so tat ich das aus dem Gefühl heraus, mich in aller Freundschaftlichkeit von Ihnen verabschieden zu müssen. Mein Entschluß steht fest und Sie werden ihn durch nichts ändern können!“ —

Stegendorf biß sich auf die Lippen. Ein nervöses Lächeln zeigte sich auf seinem Gesicht. Dann nahm er einen Brief von seinem Arbeitstisch und reichte ihn, ohne ein Wort zu sagen, Hildegard. Sie las:

. . . . . . ich weiß, daß ich alles verloren habe. Aber es ist mein Schicksal, daß ich keinem Menschen böse sein kann, deshalb wünsche ich Ihnen von Herzen Glück zu dem Besitz einer so herrlichen Frau. Die wenigen Stunden, die ich noch zu leben habe, werden auch vergehen. Darf ich Sie bitten, meiner einstigen Freundin, von der ich weiß, daß sie nur aus Rücksicht gegen mich ihr Verlöbnis mit Ihnen mir verschwieg, ein letztes Lebewohl von mir auszurichten.

Klaus Hendler.

Hildegard ließ das Blatt zur Erde gleiten. Sie verbarg ihr Gesicht in beiden Händen. Sie kämpfte, rang nach klaren Gedanken. Was war geschehen? Stegendorf hatte sie in seinem Egoismus verraten. Was sollten die Worte bedeuten: „die wenigen Stunden, die ich noch zu leben habe . . . .“? Ihr schwindelte.

Mit verhaltenem Grinsen näherte sich Kurt Stegendorf langsam dem gegen eine Schwäche ankämpfenden Mädchen. Behutsam faßte er ihre Hand. Da warf Hildegard den Kopf in die Höhe, stieß den Kaufmann leicht von sich und blickte ihn mit weit aufgerissenen Augen an. Dann wandte sie sich um und verließ schweigend das Zimmer. Stegendorf sah ihr, einige Augenblicke regungslos dastehend, nach, zuckte dann mit den Achseln und setzte sich verdrießlich an seine Geschäftspapiere.

*

In rasendem Tempo durchbrauste der internationale D-Zug die Nacht.

Viel zu langsam für Hilde. „Schneller, schneller!“ schrie es in ihr. O, wenn es zu spät wäre, wenn Klaus — —. Sie vermochte den Gedanken nicht zu Ende zu führen. Unruhig saß sie in dem Polstersessel. Die Lichter der kleinen Stationen tanzten am Fenster vorbei: Die Nacht war ruhig draußen; aber es war stockfinster, und Wolken hingen schwer und niedrig am Himmel. Der D-Zug durchbrauste die Nacht in rasendem Tempo. Viel zu langsam für Hildegard.

Wenn es zu spät wäre! —

*

Durch das hohe Fenster des sauberen Krankenzimmers der Nervenanstalt fielen heiter die Strahlen der jungen Lenzsonne. Sie tasteten sich am Bettrand entlang und glitten hinauf bis auf die Wange des Kranken. Der schlug müde die Augen auf, wandte den Kopf dem eindringenden Lichte entgegen und um seinen Mund legte sich der Ausdruck des Friedens und des Wiedererwachens nach langem, krankhaftem Fieberschlaf. Der aufsichthabenden Pflegerin schlug das Herz heftig, als sie das bemerkte.

Er kommt zu sich, frohlockte es in ihr, bald wird er mich wiedererkennen, wird gesund werden —! Am liebsten hätte sie rufen mögen: „Klaus! Ich habe dich wieder!“ Aber sie beherrschte sich gewaltsam, denn jede Aufregung konnte dem Kranken einen Rückfall bringen.

Sie trat an des Kranken Bett und richtete ihm die Kissen zurecht. Da blickte er aus weitaufgerissenen, tiefliegenden Augen der Schwester ins Antlitz, umklammerte krampfhaft mit schneeweißen, schmalen Fingern ihre Hand und begann, und seine Worte wurden immer hastiger: „Hilde! — Du? — Himmel, wo bin ich? — Bist du es auch Hildegard? — Bist du nicht verheiratet?“

Hildegard wollte am liebsten Klaus in ihre Arme schließen und ihm sagen, daß er wieder gesund würde, daß sie ihn nicht verlassen hatte und ihn pflegen würde, während seines langen, schweren Nervenfiebers, und daß sie nun ihm gehören werde für immer. Aber aus Sorge, den aus der langen Bewußtlosigkeit eben erst Erwachten zu sehr aufzuregen, versuchte sie ihn zu beruhigen, indem sie ihn tröstete, ihm später alles zu erzählen, wenn er wieder ganz gesund sein werde.

„Nein, jetzt erzähle, ehe es zu spät wird. Ich habe so eine entsetzliche Angst. — Wirst du bei mir bleiben?“

Damit reckte er sich gewaltsam empor und umfaßte die Pflegerin mit beiden Armen. Aber schon im nächsten Augenblick sank er ermattet zurück in die Kissen. Hilde beugte sich besorgt über ihn. Er atmete kurz und unruhig, sein Gesicht verzerrte sich in konvulsivischen Zuckungen, sein Blick war starr gegen die Decke des Zimmers gerichtet.

Dann veränderten sich seine Züge zur leblosen Maske.

Hildegard lief erschrocken hinaus und kehrte bald mit dem Arzt zurück. Der trat an das Lager des Kranken. Für einige Sekunden herrschte eine beklemmende Stille im Raum, den jetzt die wärmenden Strahlen der ersten Lenzsonne hell durchfluteten. Hildegard stand reglos hinter dem Arzte, sie sah, wie er seine Hand nach dem Kopf ihres Klaus ausstreckte und ihm die Augen schloß. Dann bedeutete er der Pflegerin mit einer Handbewegung, die Vorhänge an dem Fenster zu schließen. Hildegard gehorchte mechanisch, dann sank sie vor dem Lager des Toten nieder und brach in einen Strom von Tränen aus.

Ein mitleidsvoller Blick des Arztes streifte die Fassungslose, er wandte sich um und verließ geräuschlos das Zimmer.

Bunte Chronik



*** Mit der Schwiegermutter durchgebrannt.** Nicht geringes Aufsehen erregte dieser Tage in den weit verzweigten Gängen des Amtsgerichtes Berlin-Mitte eine weinende junge Frau, die ein Kind auf dem Arm trug. Allmählich klärte sich der Sachverhalt folgendermaßen auf: Die junge Frau hatte vor etwa zwei Jahren einen Elektrotechniker geheiratet. Die Ehe schien zunächst sehr glücklich zu sein, nach Jahresfrist stellte sich ein Kind ein, und die junge Frau bat ihre Mutter, ihr im Haushalt etwas behilflich zu sein. Das tat die Mutter auch, und so entwickelte sich allmählich eine herzliche Freundschaft zwischen Schwiegermutter und Schwiegersohn. Da sich die Schwiegermutter so für den Haushalt opferte, glaubte sich der Schwiegersohn verpflichtet, die noch recht gut aussehende Schwiegermutter hin und wieder abends auszuführen. Und schließlich bürgerte sich die Sache so ein, daß die junge Frau bei dem kleinen Säugling zu Hause blieb und Schwiegermutetr und Schwiegersohn die üblichen Stätten des Vergnügens aufsuchten. Am Ende wurde es der jungen Frau doch ein bißchen zu bunt, und sie stellte die Mutter zur Rede. Die aber erklärte stolz: „Ich erlebe jetzt meine Wiedergeburt und will auch etwas vom Leben haben.“ Und dann waren plötzlich Gatte und Mutter überhaupt verschwunden. Die Schwiegermutter hatte all ihren Besitz zu Geld gemacht und für sich und den Schwiegersohn zwei Schiffskarten nach Amerika gekauft. Die verlassene Gattin aber erhofft vom Gericht, daß es ihr zwar nicht die Mutter, aber wenigstens den Ernährer wiedergibt.

*** Weil ihr Mann nicht ausgezeichnet wurde . . .** Enttäuschungen sind peinlich. Doppelt schmerzlich natürlich, wenn auch andere davon erfahren. Rühmte sich da seit langem die Frau eines aktiven Unteroffiziers von den französischen Alpenjägern in Chambéry mit den militärischen Leistungen ihres Gatten. „Sie sollen sehen“, versicherte sie in ihren Kreisen, „mein Mann wird zum Nationalfeiertag mit der Militärmedaille ausgezeichnet werden!“ Einige Kollegenfrauen wagten, dies in Frage zu stellen. Die freundlichen Zweifel brachten die Unteroffiziersfrau derartig außer Fassung, daß sie erklärte, sie würde sich erschießen, wenn ihr Mann bei der Verteilung der Auszeichnungen leer ausginge. Man lachte nur über ihre Ereiferung. Am Nationalfeiertag kam der Unteroffizier ohne Militärmedaille von der Parade zurück. Ein paar Tage lang ertrug die Frau die Enttäuschung und die als hämisch empfundenen Trostworte ihrer Bekannten. Doch neue Anspiegelungen trieben sie zur Verzweiflung, und sie machte ihrem Leben mit der Dienstwaffe ihres Mannes ein Ende. Vielleicht befragt der Kommandeur der Alpenjäger in Zukunft die Frauen seiner Unteroffiziere, bevor er die Vorschläge für Auszeichnungen einreicht.

Lustige Rundschau



*** Unter Freundinnen.** Wir gehen durch den Garten, Margret und ich. „Findest du nicht“, meint sie, „daß Alice doch letzthin recht alt geworden ist? Weißt du, so um die Augen herum . . .“ Kurze Zeit nachher gehe ich mit Alice spazieren. „Findest du nicht, daß Margret doch letzthin recht alt geworden ist? Weißt du, so um den Mund herum . . .“ Daheim stehe ich lange vor dem Spiegel und betrachte mich. Jetzt weiß ich wenigstens, was Margret zu Alice oder Alice zu Margret sagen wird, wenn sie zusammen spazieren gehen und zufällig einmal die Rede auf mich kommen sollte!

*** Fehlgegangen.** Arzt: „Nun — wie ist's mit Ihrer Schlaflosigkeit. Haben Sie meinen Rat befolgt und vor dem Einschlafen gezählt?“ — Patient: „Jawohl, gestern bin ich bis achtzehntausend gekommen!“ — Arzt: „Und dann sind Sie eingeschlafen?“ — Patient: „Nein, dann war es Zeit zum Aufstehen!“

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg.